

Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 12

1. Januar 1938

Nummer 3

Inhalt: Paul Herre, Oberpräsident und Staatsminister Franz August Eichmann, Seite 35. — Dr. Th. Schieder, Elbinger Jahrhundertfeiern in früherer Zeit, Seite 42. — Emil Johs. Gutzzeit, Der Latenerberg (Plettnenberg) bei Hestigenbeil, Seite 48. — Buchbesprechungen, Seite 54.

Oberpräsident und Staatsminister Franz August Eichmann

Von Paul Herre.

Der Oberpräsident Carl v. Horn, der unter Wilhelm I. einige Jahre an der Spitze der Provinzen Posen und Preußen stand, hat die bemerkenswerte Feststellung gemacht, daß die Oberpräsidenten in seiner Zeit lange nicht mehr das waren, was sie vor 1848 gewesen waren. Bis dahin sei alles auf ihre Auffassung und ihre Anträge angekommen; seit der Revolution habe die Regierung unmittelbar Geltung, und der Einfluß von Parlament und Presse mache sich der Stellung der Oberpräsidenten gegenüber hemmend geltend¹⁾. Das ist eine durchaus zutreffende Beobachtung, und man braucht bloß an die selbständige und bestimmende Rolle zu denken, die Männer wie Schön und Flottwell vor 1848 in ihren Provinzen spielten, um sich der Veränderungen bewußt zu werden, die die Funktionen der Oberpräsidenten im Gefolge der inneren Umgestaltung erfuhren.

Trotzdem konnten auch die Männer, die nach 1848 die provinziale Verwaltung im preußischen Staate ausübten, für die Geschichte ihres Gebietes noch von großer Bedeutung sein. Es bedurfte dazu nur, daß sie kraftvolle und zielbewußte Persönlichkeiten waren und daß sie sich nachdrücklich für die Interessen ihrer Provinz einsetzten. Zu ihnen gehört der Mann, von dem in folgendem die Rede sein soll. Mit der

¹⁾ E. v. Horn, Aus dem Leben des Oberpräsidenten Carl v. Horn 1863 bis 1869. Dt. Revue 38, 2, S. 364.

Amtstätigkeit Franz August Eichmanns, der von 1850 bis 1868 Oberpräsident der Provinz Preußen war, ist die Zurückdrängung des Liberalismus und der Demokratie und die Aufrichtung einer konservativen Staatsgesinnung in den west- und ostpreußischen Gebieten für immer verknüpft²⁾.

Die zwei Blutströme, die in Eichmann vereinigt waren, prägten sich in seinem Wesen bezeichnend aus. Er wurde am 29. März 1793 als Sohn des Kriegs- und Domänenrats Franz Friedrich Eichmann, der selbst der Sohn eines Kriegskommissars war, in Berlin geboren. Seine Mutter Lucia Justina war die Tochter des Berliner Hospredigers Bamberger. Preußisches Beamtentum und protestantische Kirchlichkeit waren und blieben zeitlebens die Wurzeln seiner Persönlichkeit.

Nach Besuch des Joachimstalschen Gymnasiums studierte Eichmann in Göttingen, Heidelberg und Berlin die Rechte. Im März 1813 trat er als Freiwilliger in das Leib-Füsilierbataillon, das bald darauf dem 2. Garderegiment eingegliedert wurde, nahm an den Feldzügen in Sachsen und Frankreich teil und wurde im März 1814 zum Secondeleutnant im 10. Reserve-Regiment ernannt. Nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst beendete er das Studium in Berlin, mußte jedoch seine Tätigkeit als Auskultator am dortigen Stadtgericht bald wieder mit dem Waffenhandwerk vertauschen, um als Offizier im 2. Neumärkischen Landwehr-Infanterieregiment den Feldzug von 1815 mitzumachen. Nach Beendigung des Krieges nahm er den juristischen Dienst wieder auf, wurde 1817 Referendar am Kammergericht, 1819 Assessor beim Oberlandesgericht in Stettin, 1822 Oberlandesgerichtsrat in Marienwerder und kehrte 1824 als Kammergerichtsrat nach Berlin zurück.

In der Hauptstadt Preußens schloß sich Eichmann eng dem pietistisch-konservativen Kreis um Thadden, die Brüder Gerlach, Thile und Eichhorn an, wenn er auch dank den aufklärerischen Bildungselementen, die er in sich aufgenommen hatte und niemals verlor, stets auf dem maßvollen Flügel dieser Gruppe verblieb. Seine dienstliche Stellungnahme, die den Geist des preußischen Landrechts nicht verleugnete, fand durchaus nicht immer die Billigung der entschiedenen Richtung³⁾. Aber seit 1825 kommissarisch der Zentral-Untersuchungskommission in Mainz zugeteilt, war er im Geiste dieser Gruppe an dem staatlichen Einschreiten gegen die Demagogen aktiv beteiligt. 1835 trat er als Justitiarius und Vortragender Rat (Geh. Finanzrat) in das Finanzministerium über, in dem er 1839 zum Geh. Oberfinanzrat aufrückte. In dieser Stellung bereiste er 1837 die Rheinprovinz und Westfalen zur Prüfung der Steuerverwaltung und wohnte 1838 der Generalzollkonferenz in Dresden bei.

Auf Grund der in diesen Jahren erworbenen finanzpolitischen Sachkenntnisse wurde Eichmann im November 1840 als Direktor der

²⁾ C. Flögel, Zur Charakteristik . . . des . . . Oberpräsidenten der Provinz Preußen Dr. jur. Herrn Franz August Eichmann. Gotha 1863 (demokratisch-gegnerschaftlich). — Personalakten im Archiv des Preuß. Ministeriums des Innern II Centralbureau, Beamtensachen E Nr. 36. — Einzelne Erwähnungen in den Briefwechsel- und Memoirenwerken aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. und IV.

³⁾ Vgl. die Aufzeichnungen der Brüder Gerlach.

zweiten (wirtschaftspolitischen) Abteilung und Virkl. Geh. Legationsrat in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen. An den Handelsvertragsverhandlungen der folgenden Jahre hatte er unmittelbaren Anteil, insbesondere war der Abschluß des neuen Zollvereinsvertrags vom 8. Mai 1841, durch den der alte Vertrag mit unwesentlichen Änderungen um 12 Jahre verlängert wurde, sein Werk. Auch die Verhandlungen mit Braunschweig und Hannover in den folgenden Jahren, die für die preussischen Unterhändler freilich wenig erquicklich waren, lagen vorwiegend in seiner Hand. Ebenso war er mit den schwierigen Verhandlungen über einen Handelsvertrag mit Rußland befaßt, der nach längerem Hin und Her im Mai 1844 zum Abschluß gelangte. Daneben gehört er seit 1842 der Gesetzkommision des Staatsrats unter Savigny an, und schon wurde (1844) beim Rücktritt Mühlers an seine Nachfolge im Justizministerium gedacht. Aber da er sich wegen seiner vermittelnden Haltung in der Frage der Ehreform bei der Camarilla mißbeliebig gemacht hatte, fiel die Entscheidung gegen ihn.

So trat Eichmann, im Mai 1845 zum Oberpräsidenten der Rheinprovinz ernannt, in die Verwaltung zurück. War er als strenger Jurist und Verwaltungsbeamter bis dahin mit der Parteipolitik wenig in Berührung gekommen, so wurde er nun in das innerpolitische Leben gezogen, und obgleich nach Herkunft und Neigung durchaus der konservativen Weltanschauung zugewandt, konnte er sich in seinem neuen Amt dem Einfluß der liberalen Strömungen des Rheinlandes nicht entziehen. Zugunsten einer Annäherung an das liberale Lager, so äußerlich sie auch blieb, wirkte vor allem der gemeinsame Gegensatz gegen den politischen Katholizismus, der seit dem Kirchenstreit sein Haupt erhob und die Vertreter des staatlichen Gedankens zu gemeinsamer Abwehr zusammenschloß. Mit den Führern des gemäßigten Liberalismus, den Camphausen, Mevissen und Hansemann in nahen persönlichen Beziehungen, suchte er die Gegensätze nach allen Seiten hin zu mildern und warb für den einen wie den andern Standpunkt um Verständnis bei der Regierung. Es war aber weniger seine eigne Schuld als die des ausweichenden Königs und seiner Berater, wenn er dabei in eine Stellung geriet, die als unklar und schwankend bezeichnet werden muß. So sehr er sich auch in Berlin um die Vertretung der wirtschaftlichen und sozialen Interessen seiner Provinz bemühte, so konnte er doch nicht verhindern, daß sich im Februar und März 1848 die Unzufriedenheit in Unruhen Luft machte. Es entsprach der versöhnlichen, auf die Gewinnung der liberalen Kräfte für den preussischen Staat bedachten Einstellung Eichmanns, wenn er im März 1848, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, an der Spitze der Deputation, die namens der Rheinprovinz beim König wegen liberaler Zugeständnisse vorstellig werden sollte, nach Berlin ging. Er konnte für diese den Dank für das Patent vom 17. März abstaten und das Berufungsschreiben an Camphausen mit zurücknehmen.

Auf die Zugehörigkeit zum konservativen Lager und die gleichzeitig bestehenden Beziehungen zum Liberalismus ist es zurückzuführen, wenn Eichmann im September 1848 als Innenminister in das Kabinett Pfuel berufen wurde, das im Sinne eines Beamtenministeriums

die Aufgabe hatte, der ungebärdigen preußischen Nationalversammlung entgegenzutreten und die Restauration des alten Staatszustandes vorzubereiten. Nur widerstrebend ist er dem Rufe gefolgt, aber er hat die ihm zugewiesene Rolle ebenso geschickt wie pflichttreu gespielt und geradezu die Seele des Kabinetts gebildet. War dieses auch seinem Charakter entsprechend nicht zu großen Entscheidungen und Taten befähigt, so brach Eichmann innerpolitisch doch sofort mit der Politik seiner Vorgänger, entzog sich den liberalen Forderungen und verteidigte mit großem Verdienst zumal in der Frage der Bürgerwehr die staatliche Autorität gegen die demokratischen Maßlosigkeiten. Als Pfuel schwächlich versagte und Anfang November dem stärkeren Grafen Brandenburg Platz machen mußte, fand sich Eichmann als einziger Minister bereit, die Ernennung des neuen Ministerpräsidenten gegenzuzeichnen und damit die Entscheidung des Königs zu legalisieren⁴⁾.

Nach kaum zweimonatiger Ministertätigkeit kehrte Eichmann auf seinen Oberpräsidentenposten nach Koblenz zurück. Er gehörte in dieser Zeit, von Elberfeld gewählt, auch der ersten Kammer an, ohne dort jedoch hervorzutreten. Indessen machte es ihm die Verbindung, die er vor der Revolution mit dem gemäßigten Liberalismus eingegangen war, schwer, in der Rheinprovinz mit Nachdruck den neuen Kurs zu steuern, der bald in scharf reaktionäre Bahnen überglitt. Insbesondere wehrte er sich nach den Ausschreitungen des demokratischen Radikalismus im Mai 1849, gegen die Schuldigen scharf durchzugreifen⁵⁾. Die Regierung machte ihm damals ernstliche Vorhaltungen wegen seiner Nachgiebigkeit und hielt es für geraten, den hervorragenden und bewährten Beamten an einer andern Stelle zu verwenden, wo er durch persönliche Beziehungen aus der vormärzlichen Zeit nicht gebunden war. So wurde Eichmann im August 1850 an die Spitze der Provinz Preußen berufen.

Mit der Übersiedlung vom äußersten Westen zum äußersten Osten des preußischen Staates, dem er durch seine erste Frau Cornelia, eine Tochter des Königsberger Theologieprofessors und Hofpredigers Wededecke, nicht fern stand, trat der 57jährige in den letzten Abschnitt seines Lebens. Es war nicht nur der zeitlich umfassendste, sondern auch der in sich geschlossenste. In aller Deutlichkeit und Entschiedenheit streifte Eichmann mit der Übernahme des Oberpräsidentenpostens in Königsberg ab, was er im Rheinland dem Liberalismus an Zugeständnissen gemacht hatte, und gab auch seine Beziehungen zum Lager des gemäßigten Konservatismus auf. Während sich seine Freunde unter Bethmann Hollweg zur sogenannten Wochenblatt-Partei vereinigten und über die Frage der Provinzialstände zur Regierung in Opposition traten, schloß sich Eichmann mit Überzeugung dem politischen Kurs an, der nach Brandenburgs Tod vom Ministerium Mantouffell gesteuert wurde. Auch jetzt machte er sich keineswegs den bedingungslosen antikonstitutionellen Absolutismus der Ultras in der Camarilla zu eigen, aber von der Maßlosigkeit der Demokratie abgestoßen und durch die Demütigung, die dem Königtum zugesügt worden war, ernüchtert, gab

⁴⁾ Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben I 97.

⁵⁾ Joseph Hanfen, Die Rheinprovinz 1815/1915 I 734. — A. Bergengrün, Staatsminister Frhr. v. d. Heydt 127/8.

er sich mit aller Kraft der Aufgabe hin, in der ihm anvertrauten Provinz einer konservativen Staatsgesinnung im Sinne eines altpreußischen Royalismus den Boden zu bereiten. Auch für ihn war das jetzt die dringendste Aufgabe der staatlichen Praxis.

Das bedeutete um so mehr, als im Gefolge der großen politischen und sozialen Umgestaltung auch in West- und Ostpreußen die Demokratie im Bündnis mit einem leichteren städtischen Liberalismus in den Vordergrund getreten war und den aristokratischen Liberalismus der Erhebungs- und Reformzeit aus seiner beherrschenden Stellung verdrängt hatte. Allerdings riefen die revolutionären Übertreibungen gerade bei dem gesunden und besonnenen Menschenschlag im Nordosten des preußischen Staates eine Stimmung hervor, die einem entschiedenen Zurücklenken günstig war. Aber der Einsatz einer so vornehmen und hochstehenden Beamtenpersönlichkeit, wie sie Eichmann war, hatte an dem Wandlungsprozeß, der sich in den 18 Jahren seiner Amtstätigkeit (1850—1868) vollzog und West- und Ostpreußen zu einer Hochburg konservativer Staatsgesinnung machte, einen bedeutenden Anteil. Seine Haltung über den Parteien, zu der er nach den ungünstigen Erfahrungen der Vorjahre geführt wurde, und sein bereitwilliges Sicheinfügen in den starken bürokratischen Zug, der vom Ministerium Manteuffel ausging, verschafften ihm das Vertrauen in der Provinz wie bei der Regierung, und bereits im zweiten Jahr seiner Wirksamkeit im Osten konnte er auf wichtige Erfolge zurückblicken, die im Verlauf der Provinzialständerversammlung und der Kreistage sowie im Ausfall der Wahlen zum Königsberger Gemeinderat zum Ausdruck kamen⁶⁾.

Bei alledem blieb Eichmann über seine oberpräsidiale Tätigkeit hinaus in enger Verbindung mit Berlin. Es bewies das große Ansehen, das er bei der Regierung genoß, daß er im Frühjahr 1853 zur Einreichung einer Denkschrift in der Frage der Neuordnung des Innenministeriums herangezogen wurde⁷⁾. Als einige Monate später eine Umgestaltung des Ministeriums zur Erörterung stand, dachte Manteuffel sogar an seine Rückberufung an die Spitze des Innenministeriums, das er 1848 innegehabt hatte, aber der König, durch den die Camarilla sprach, lehnte ihn entschieden ab⁸⁾. Es darf als sicher gelten, das Eichmann sein Verbleiben in Königsberg aufrichtig begrüßt hat. Er war mit seinem Posten in jeder Hinsicht zufrieden, hatte durch eine zweite Ehe mit seiner Nichte Katharina von Schroetter (1852) auch persönlich in Ostpreußen Fuß gefaßt und wollte nichts weiter als an der Spitze seiner Provinz verantwortlicher leitender Verwaltungsbeamter sein. Dank seiner Beschränkung auf diesen Wirkungskreis konnte er auch den politischen Wechsel in Berlin überdauern, der mit der Nachfolge des Prinzregenten und späteren Königs Wilhelm eintrat, zumal „die neue Aera“ weniger einen Bruch mit dem Kurs, den Männer wie Manteuffel gesteuert waren und dem sich Eichmann angeschlossen hatte, als die Ausschaltung der Camarilla und

⁶⁾ Eichmann an Manteuffel. Königsberg, 20. Dezember 1851. Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Frhrn. v. Manteuffel, hrsg. von H. v. Poschinger II 175.

⁷⁾ Ebenda 315. — ⁸⁾ Ebenda 383.

ihrer absolutistischen Einflüsse bedeutete. Vollends in der Konfliktzeit wuchs er mit der von Bismarck verkörperten Regierung zu einer unbedingten Einheit zusammen. Hatte ihn Friedrich Wilhelm noch 1853 zum Wirkl. Geheimen Rat mit dem Titel Czellenz ernannt, so bot ihm Wilhelm I. 1860 auch den erblichen Adel an. Es kennzeichnete das schlichte Wesen Eichmanns, daß er diesen für sich selbst ablehnte, aber die Erhebung seiner beiden Söhne in den Adelsstand zuließ. Junferlichem Geiste, der seit der Revolution vielfach auch in West- und Ostpreußen hervortrat, stand er persönlich völlig fern. Übrigens erlebte er im folgenden Jahr mit der Krönungsfeier für Wilhelm I. in Königsberg, an deren würdiger Durchführung er einen bedeutenden Anteil hatte, seinen äußeren Höhepunkt.

Die Ehrungen waren eine Anerkennung der großen Verdienste, die sich Eichmann als Oberpräsident seiner Provinz nach allen Seiten hin erwarb. Sie brachten schließlich auch seine Gegner im demokratischen Lager zum Schweigen. Und dies, obgleich er den Weg, den er mit der Übernahme seines Königsberger Amtes betreten hatte, keinen Augenblick verließ. Aber der Ernst, mit dem der pflichttreue Mann die Interessen des ihm anvertrauten Verwaltungsgebietes wahrnahm, redete eine laute Sprache. Mit Erfolg setzte er sich für die geistige und wirtschaftliche Hebung der Bewohner ein, und es gehörte zu seiner vom Staate ausgehenden Auffassung, daß er in den Auseinandersetzungen mit den Polen ein schroffes Auftreten vermied⁹⁾. Seine besondere Aufmerksamkeit galt dem Schulwesen, und es war seiner Sorge zu verdanken, wenn auch die entlegeneren Landstriche dem regelmäßigen Schulbetrieb erschlossen wurden. Daß der Unterricht in den Volksschulen dem politischen Kurs entsprechend in streng kirchlich-konservativem Geiste erteilt wurde, dafür trug Eichmann nicht die Verantwortung, aber nichts deutet darauf hin, daß die „Regulative“ des Kultusministers von Raumer von 1854 seine innere oder äußere Mißbilligung hatte. Als Kurator der Universität Königsberg, deren juristischer Ehrendoktor er 1858 wurde, trat er eifrig für die Interessen der Hochschule ein, um deren Unterbringung in Stülers neuem Bau er sich verdient machte, aber auch ihr gegenüber war er der Vorkämpfer einer konservativen Weltanschauung und Staatspraxis. In demselben Geiste bekämpfte er die freireligiöse Bewegung Kupps mit den Machtmitteln des Staates.

Mit dem gleichen Eifer nahm sich Eichmann der rückständigen Verkehrsverhältnisse der entlegenen Provinz an. Vor allem betrieb er den Ausbau des Eisenbahn- sowie des Land- und Wasserstraßennetzes. Mit der Eröffnung der großen Ostbahn, die Ostpreußen mit den westlichen Provinzen des preußischen Staates verband (1853) und zu deren Einweihung König Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg erschien, war eine erste bedeutende Etappe in der verkehrspolitischen Erschließung erreicht. Er konnte dann 1857 die Strecke Dirschau—Marienburg, 1860 die Bahn Königsberg—Endtkuhnen, 1865 die Strecke Tilsit—Insterburg und in den letzten Jahren seiner Amtsführung noch einige Stücke der ostpreußischen Nord-Südbahn dem Verkehr übergeben. Alle diese Bauten gaben, zusammen mit ergänzenden

⁹⁾ Manfred Laubert, Die preußische Polenpolitik, 107.

Land- und Wasserstraßenanlagen, der Provinz ein völlig neues verkehrspolitisches Gesicht und hatten auf ihre wirtschaftliche Entwicklung den günstigsten Einfluß. Gelegentlich seines 50jährigen Dienstjubiläums, das zu einer Ehrenfeier gestaltet wurde (1. August 1863), fand ihr Dank für das erfolgreiche Wirken des verdienten Mannes einhelligen Ausdruck¹⁰⁾. Auch darin lag ein Beweis der Anerkennung seiner Leistung, daß ihn der Kreis Labiau—Wehlau 1867 für die konservative Partei als Vertreter in die erste Kammer des neuen norddeutschen Reichstags entsandte. Das alles wollte um so mehr besagen, als während seiner letzten Amtsjahre im Gefolge des großen Verfassungskonfliktes auch in West- und Ostpreußen dogmatischer Liberalismus und Demokratie wieder ihr Haupt erhoben. Man braucht sich nur die oppositionelle Rede zu vergegenwärtigen, die der liberalisierende Kronprinz Friedrich Wilhelm im Juni 1863 in Danzig hielt, um der Zusammenhänge bewußt zu werden.

Ob schon Eichmann das biblische Alter überschritten hatte, dachte weder er noch die Regierung an seinen Rücktritt. Als er jedoch im Juli 1868 infolge einer ernsten gesundheitlichen Störung eine Dienstreise nach Masuren hatte abbrechen müssen, glaubte er doch die Stunde gekommen, den Platz einem Jüngeren einzuräumen. Im August nahm er den Abschied und erhielt ihn zum 1. Oktober 1868 unter Verleihung des Großkreuzes des Roten Adler-Ordens. Es mußte für ihn eine Genugtuung sein, daß er sein Amt in einem Zeitpunkt verließ, als der Friede zwischen Volk und Krone wieder hergestellt war. Er wählte, fast gleichzeitig wieder verwitwet, Berlin als Ruheflücht, wo er noch fast elf Jahre gelebt hat. Erst am 14. August 1879 ist er, 86jährig, dort gestorben.

Der staatsmännischen Kategorie im eigentlichen Sinne kann Eichmann nicht zugerechnet werden, denn Wegweisendes und Richtungsgebendes gingen ihm ab. Aber mit seiner vornehmen Persönlichkeit, seiner tiefen Bildung, seiner Tüchtigkeit und Pflichttreue im Dienste von Staat und Königtum verkörperte er in beinahe klassischer Vollkommenheit das altpreußische Beamtentum. Ganz auf die staatliche Praxis eingestellt und trotz seiner Zugehörigkeit zur christlich-konservativen Staatsauffassung grundsätzlicher Haltung abgeneigt, hatte er es nicht leicht, in einer Zeit, die soviel Grundsatzzpolitik betrieb, seinen Weg zu gehen. Überlegene Sachkenntnis, selbstlose Unparteilichkeit, unbeirrbares Ausgehen vom staatlichen Interesse und hervorragendes Verhandlungsgeschick, bei dem Gerechtigkeitsfönn und menschliches Verstehen in Verbindung mit echtem Humor wertvolle Hilfe leisteten¹¹⁾, ließen ihn gleichwohl in die höchsten Staatsstellen aufsteigen. Was er im besonderen für die Provinz Preußen in achtzehnjähriger Arbeit geleistet hat, sichert ihm auch geschichtlich ein ehrendes Andenken, und es erscheint berechtigt, die Gestalt und Wirksamkeit Eichmanns der Vergessenheit zu entreißen, der sie verfallen waren.

¹⁰⁾ Belege darüber bei den früher zitierten Personalakten. Eichmann erhielt bei dieser Gelegenheit den Kronenorden 1. Cl. nebst einem Handschreiben und Portrait des Königs.

¹¹⁾ Eine Auseinandersetzung, die Eichmann wegen einer Bagatelle mit der preußischen Oberrechnungskammer hatte und die er hartnäckig bis zum Sieg durchfocht (Personalakten), ist höchst bezeichnend für diese Verbindung.

Elbinger Jahrhundertfeiern in früherer Zeit*).

Dr. Th. Schieder.

Aus den Feiern geschichtlicher Gedenktage spricht immer der lebendige historische Sinn einer Zeit, die enge und nahe Verbundenheit mit geschichtlichen Ahnen und einem großen verpflichtenden Erbe. Alle Rückschau in die Vergangenheit bliebe unfruchtbar, wenn sie sich nur auf die spielerische Freude am Alten und Antiquarischen beschränkte; eine geschichtliche Gedenkstunde erfüllt ihren Sinn und Auftrag erst, wenn sie zur Besinnung zwingt und Rechenschaft verlangt. Jede historische Erinnerungsfeier wird damit selbst wieder zum Spiegel ihrer Zeit, deren Größe und schöpferische Kraft, deren Not und Sorgen sie zum Ausdruck bringt; sie wird damit zu einem Stück Geschichte. Man kann das am klarsten verfolgen, wenn ein und derselbe geschichtliche Anlaß durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder festlich begangen wird. Der künstlerische Stil, das sich wandelnde politische Schicksal verleiht ihm jedesmal ein anderes Gesicht, ja unterlegt ihm einen anderen Sinn.

Im Jahre der großen 700-Jahrfeier der Stadt Elbing mögen diese Gedanken einmal an einem Heimatgeschichtlichen Gegenstand erprobt werden; denn so reich wie die Geschichte Elbings, ist die Geschichte der Feiern, die ihre Bürger im Gedenken an die Stadtgründung im Jahre 1237 veranstaltet haben. Sie sind wie Marksteine des wechselvollen Geschicks des Stadtstaates Elbing in den letzten Jahrhunderten, Zeugnis seines geistigen und künstlerischen Lebens, das nie ein anderes als ein deutsches Gesicht hatte.

Man wird kaum annehmen dürfen, daß in den ersten Jahrhunderten von Elbings Geschichte unter der Herrschaft des Ordens das hundert- oder zweihundertjährige Bestehen der Stadt gefeiert oder überhaupt nur allgemein bemerkt wurde. „Säkularfeiern“ kennt erst die neuere Zeit; in ihren ersten Formen sind sie wohl eng verbunden mit den humanistischen Zeitströmungen im 16. Jahrhundert, die ein ganz neues Verhältnis zur geschichtlichen Vergangenheit begründeten. Trotzdem finden wir in Elbing auch im Jahre 1537, ja auch noch 1637, keine Andeutung, die auf eine Begehung des drei- und vierhundertjährigen Geburtstages der Stadt schließen läßt**). Diese Tatsache mag für das 17. Jahrhundert zunächst überraschen: in Elbing war damals ein lebhaftes geschichtliches Interesse vorhanden, damals lebte Israel Hoppe, wohl der bedeutendste Geschichtsschreiber, den die Stadt hervorgebracht hat. Aber sein Werk ist für das geschichtliche Bewußtsein dieser Zeit charakteristisch: er ist ein Meister der Zeitgeschichte; das unmittelbar Erlebte schreibt er nieder. Und so wie für ihn wird für die ganze

*) Dieser Skizze liegt ein anläßlich der 700-Jahrfeier der Stadt Elbing im Reichsfürstlichen Königsberg gehaltenen Vortrag zugrunde. Das Material, bestehend aus Druckschriften und Zeitungsberichten, ist ausschließlich der Elbinger Stadtbibliothek entnommen.

***) Israel Hoppes „Civitatis Elbingensis ab anno 1636 solennitatum liber“ (Elbinger Stadtarchiv F. 21) enthält keinerlei Hinweise auf eine etwa im Jahre 1637 durchgeführte Feier.

Stadt das große politische Geschehen der Gegenwart im Vordergrund gestanden sein und geschichtliche Erinnerungen an fernabliegende Zeiten zurückgedrängt haben. Eben erst — im Jahre 1636 — waren die Jahre schwedischer Herrschaft über Elbing zu Ende gegangen; die Stadt war wieder unter die Oberhoheit des Königs von Polen zurückgetreten. Zwar unberührt von den Wirren der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges, stand das Preußenland doch im Banne dieser furchtbaren deutschen und europäischen Auseinandersetzung.

Erst ein Jahrhundert später, 1737, stoßen wir auf die erste bezeugte Säkularfeier Elbings; es ist gleich auch diejenige, die die künstlerisch bedeutendsten Leistungen hervorgebracht hat. Wo stand die westpreussische Stadt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts politisch und geistig? Sie hatte die Höhe ihres politischen und wirtschaftlichen Anstieges längst überschritten. Den schwedisch-polnischen Verwicklungen im 17. Jahrhundert waren neue zu Beginn des 18ten gefolgt. Elbing wurde aufs stärkste durch sie in Mitleidenschaft gezogen; schlimmer noch: es verlor die Nutznießung seines großen und ertragreichen Landbesitzes an den König von Preußen. Aber trotz wirtschaftlicher Verarmung und einer fast dreihundertjährigen politischen Trennung vom deutschen Mutterlande hielt es Schritt mit dem deutschen geistigen Leben, das sich eben nach tiefem Verfall zu einer neuen Blütezeit rüstete. Wir haben kein schöneres Zeugnis für diesen Gleichklang der Elbinger deutschen Bürgerkultur mit der allgemeinen deutschen Entwicklung als eben jene Säkularfeier von 1737 und die künstlerischen Leistungen, die sie hervorbrachte. Elbings geistigen Mittelpunkt im 18. Jahrhundert bildete immer noch sein Akademisches Gymnasium. Sein Rektor zur Zeit des 500jährigen Stadtjubiläums war der gelehrte und vielseitig gebildete Georg Daniel Senler, kein geborener Elbinger, aber mit Elbings Geistesleben aufs engste verbunden. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir in Senler, der sich vor allem als Historiker einen Namen gemacht hat, den eigentlichen Anreger der Feier von 1737 vermuten; er ist der Schöpfer der Texte des „Öffentlichen Lob- und Dank-Actus“, den das Gymnasium veranstaltete und auch, wie wir mit ziemlicher Sicherheit sagen können, der Textdichter der gleichzeitig aufgeführten Oper Hermann von Balz*).

Jener „Lob- und Dank-Actus“ hielt sich ganz in den Formen der in den Schulen des Humanismus jährlich durchgeführten Schulfestlichkeiten, die mehr pädagogische als künstlerische Ziele verfolgten. Was ihn über diese Gattung hinaushebt, ist vor allem der besondere Anlaß und sein Thema. Eine „Oratio saecularis“ — die offizielle Festrede zur Jahrhundertfeier — des Rektors selbst eröffnete das Fest, das am 28. November 1737 stattfand. Es folgte dann der eigentliche Actus, den die Schüler des Gymnasiums zur Darstellung brachten. Er enthielt in seinem ersten Teile eine lose Dramatisierung Elbinger und preussischer Geschichte, insbesondere jener Umstände und Geschehnisse, die mit der Gründung Elbings zusammenhingen. Wenn Senler mit

*) Dazu zuletzt J. Müller-Blattau, Handels Festkantate zur Fünfhundert-Jahrfeier der Stadt Elbing 1737. (Elbinger Jahrbuch Heft 11, 1933, S. 239 ff.)

einer Szene über die „alten Preußen“ einsetzt, so entsprach das ganz dem starken Interesse, das man im beginnenden 18. Jahrhundert für die alte vordeutsche Bevölkerung des Landes hegte. Im Stile des Rokoko führt der Dichter „etliche Schäfer“ der alten Preußen ein, die er die Idylle eines friedlichen, ungestörten Daseins bei Met und „süßem Honigseim“ besingen läßt. Sie wird jäh unterbrochen durch das Auftreten der ersten Ordensritter unter Hermann von Balk. Seyler hat wie seine ganze Zeit unverkennbare Sympathien für das preußische Volk, das in schwerem Kampfe dem Deutschen Orden unterliegt; aber das Entscheidende bleibt ihm doch — viel klarer kommt das im Text zur Oper Hermann Balk zum Ausdruck — die kultur-^{schöpferische} Leistung des Ordens im Preußenlande. Der festliche Anlaß gebot, diese Leistung vor allem an der Gründung der Drausenstadt Elbing zu zeigen. In ihr gipfelt der scenische Teil des Actus. Die „fürnehmste Geschichte“ der Stadt erzählt dann ein nur zuweilen durch Dialog unterbrochener Bericht. Glückwunsch- und Dankgedichte beschließen die Feier.

Viel tiefer gewendet hat der Elbinger Rektor das Thema seines Jubiläumssfestspiels in dem Text, den er unter Verwendung zahlreicher Stellen aus dem Lob- und Dank-Actus für das „Drama per Musica“ — wir würden sagen: Oratorium — „Hermann von Balcke“ schrieb. Hier huldigt er uneingeschränkt dem Begründer Elbings, der die alten Preußen nicht nur mit dem Schwerte überwindet, sondern auch durch seine höhere Gesittung bezwingt und bindet. Es ist bei Seyler nicht die Selbstsucht des Ordens, sondern seine — schon ganz aufklärerisch verstandene — zivilisatorische Missionspflicht, die das Vorgehen gegen die Preußen veranlaßt. Das ist der Sinn der Worte, die der Dichter seinen Helden Hermann Balk zu den Rittern sprechen läßt:

„Ihr wisset, Tapferste!
 Daß mich zu diesem großen Unternehmen
 Kein eitler Ruh und Hochmut aufgebracht:
 Gehorsam hieß dem Oberrn sich bequemen,
 Und dieser hat es wohl vorher bedacht,
 Eh er uns anbefahl das Schwert zu schärfen,
 Ein Volk, das nur nach Raube strebet,
 Ein Volk, das wild und ungeartet
 Des Friedens Feind, des Nachbars Last
 Mehr ohne Herrn als in der Freiheit lebet,
 Dem Deutschen Haus zu unterwerfen.“

So erscheint auch der erste Landmeister in Preußen nicht als brutaler Eroberer, sondern als das Inbild des milden und gerechten Herrschers: „Der, dessen Huld kein Zorn, kein Ruh die Weisheit schwächt, ist recht gerecht!“ Er ist der Bringer des Friedens — aber es ist nicht mehr der idyllische Friede, dessen Lob die altpreußischen Schäfer im Dank-Actus gesungen hatten, sondern der Friede einträchtiger Ordnung, der „in Fleiß die Gewalt“ verwandelt.

Dieser Welt des Ordensrittertums stellt Seyler scharf kontrastierend die Welt des altpreußischen Volkes gegenüber. Im 6. Auftritt der

2. Handlung gibt er ein wirkungsvolles Bild von der wilden Leidenschaft des Opferfestes der heidnischen Preußen; hier klingen schon Motive aus Agnes Miegels Fahrt der sieben Ordensbrüder an. Der Führer der Preußen, zugleich der Gegenspieler und Widerpart Hermann von Balks, ist der kraftstrotzende, aber rohe Bipino; er ist wie die Welt, die er vertritt, zum Scheitern und Untergang verurteilt. Preußens Zukunft gehört den Rittern.

Dieses dichterisch hochstehende Werk, das Elbings 500-Jahrfeier würdig verschönte, hat nun noch darin besondere Bedeutung, daß ein musikalischer Genius den größten Teil der Musik dazu schrieb. Georg Friedrich Händel weilte im Jubiläumsjahre 1737 vorübergehend in Elbing und hat eine Reihe von Arien aus seinen anderen Werken zu den Texten von Senlers Hermann von Balk umgeschrieben. Mit seiner und des Danziger Musikers du Grain Musik wurde das Werk im November 1737 unter dem Kantor Lau in Elbing aufgeführt. —

Zwischen 1737 und 1787, dem Jahre der nächsten großen Gedenkfeier an Elbings Gründung liegt eines der entscheidendsten Ereignisse ostdeutscher Geschichte: die Wiedervereinigung der beiden, im Thorner Frieden von 1466 getrennten Teile Altpreußens, die Friedrich der Große im Jahre 1772 vollzog. Es war auch der entscheidende Umschwung in der Geschichte Elbings. Direkt und indirekt war es von der Agonie des polnischen Reiches mitbetroffen worden: sein Handel war ruiniert und erholte sich nicht mehr; politisch blieb es Spielball fremder Mächte. Nun, da es unter den Schutz eines geordneten starken Staatswesens zurückkehrte, von dem es keine völlige Verschiedenheit mehr trennte und das in besonderem Maße für seine wirtschaftliche Gesundung sorgte, hob sich das eigene Selbstbewußtsein und das Selbstvertrauen wieder. Ausdruck dieses inneren und äußeren Wandels in den Geschichten der Stadt ist die Feier ihres 550jährigen Bestehens im Jahre 1787. Der Berichterstatter über dieses Fest sieht in den Wohltaten, die die gütige Hand der Vorsehung in den letzten 50 Jahren erwiesen, den eigentlichen Anlaß der festlichen Begehung des Jubeljahres. „Die Zahl der Einwohner“, schreibt er, „hat sich in dieser Periode sehr merklich und beinahe um die Hälfte vermehrt; der Wohlstand des Orts hat außerordentlich zugenommen, und es würde der größte Undank dazu erforderlich sein, wenn irgend jemand den Segen verkennen wollte, der sich in dieser Zeit so allgemein ausgebreitet hat. Nächst der Vorsehung Gottes, die über diese Stadt so vorzüglich gewacht hat, und der alles Gute, was Länder und einzelne Städte oder derselben Bewohner empfangen, zuzuschreiben ist, muß jeder Dankbare es notwendig erkennen, daß diese Zunahme des Glücks hauptsächlich die glorreiche preußische Regierung zum Grunde hat . . .“ So wird die Feier von 1787 in erster Linie eine Feier der erneuerten preußischen Herrschaft über Elbing, der erste festliche Anlaß „unter dem Scepter Prutheniens“. Die zum Feste geprägte Erinnerungsmedaille bringt dies sinnbildlich zum Ausdruck: sie zeigt den preußischen Adler, in seinen Klauen ein Füllhorn haltend, vor ihm die Stadt Elbing in der Gestalt einer Frau. Merkur, der Gott des Handels, lenkt das Füllhorn des Adlers so, daß die darausfallenden Früchte in das schon ausgebreitete Gewand der Stadt fallen. Und eine Umschrift verkündet:

„Preußens Regierung verbreitet Handlung und Segen.“ Unter dieser Devise verläuft das Fest am 25. September 1787, dem Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm II. Es beginnt am Morgen mit einer Parade des in Elbing liegenden preußischen Regiments, dessen Chef ein Herr von Blomberg ist. An dem feierlichen Gottesdienst in der Hauptkirche zu St. Marien schließt sich wieder ein Scholactus im Gymnasium mit der Aufführung einer Kantate, deren Text der Rektor Hartwig verfaßt hatte. Diesmal beteiligt sich auch die Elbinger Kaufmannschaft offiziell an den Feierlichkeiten. In seiner vor kurzem verliehenen Uniform zieht das Corps der Kaufmannschaft in feierlicher Parade vom Markttor zur Kirche und nachher zum Stadthofe. Sozusagen ein öffentlicher Dankakt für die Fürsorge, die die preußische Regierung dem darniederliegenden Elbinger Handel angedeihen ließ. Eine „sehr rohe“ Mahlzeit vereinigt „Standespersonen“ und Kaufleute zu mittäglicher Stunde und abends ein Ball im Gasthaus zum goldenen Löwen. In einer prächtigen Illumination, von der die Zeitgenossen hohen Lobes voll berichten, klingt Elbings 550-Jahrfeier aus. Sie war ein reines ungetrübtes Fest der Freude und des Dankes gewesen. —

Wie anders war Stimmung und äußerer Rahmen 50 Jahre später bei der Erinnerungsfeier an das 600jährige Bestehen der Stadt im Jahre 1837! Nicht als ob das eigentliche und tiefste Erlebnis der Feier von 1787, die freudige Genugtuung über die Zugehörigkeit zum preußischen Staate, in seinen Grundfesten erschütterter worden wäre, aber auf die Beziehungen zur damaligen preußischen Regierung war doch ein Schatten gefallen. Elbing, in der Franzosenzeit erneut verarmt, hatte den Kampf um sein Territorium, das einst vom König von Polen an Preußen verpfändet worden war, aufgenommen, und es socht ihn mit dem ganzen Bürgerstolz, der in der alten Stadtrepublik noch lebendig war, durch. Nachdem es sich 1826 schon in einem Vergleich hatte abfinden lassen, griff es unter dem Bürgermeister Haase eben im Jubiläumsjahre 1837 den Streit mit neuen Rechtsmitteln noch einmal auf.

Es war kein glänzendes Bild, das die Stadt in diesem Jahre bot: sie war wirtschaftlich am Ende ihrer Kraft, politisch lebte sie in Spannungen mit der Leitung des Staates. In einer Voranzeige zum Jubiläumsfeste heißt es darum: „Die Verhältnisse, in denen wir uns bewegen, mußten den Maßstab abgeben, nach welchem die Festlichkeiten des Jubeltages angeordnet werden konnten. Kostbare Veranstaltungen dazu sind ebensowenig den Kräften des Ganzen, wie denen des Einzelnen angemessen; und würden auch bei dem richtigen Sinn unserer Mitbürger keine Billigung finden. Es bedarf ihrer aber auch nicht, denn die tief empfundene, allgemein sich darlegende Teilnahme für eine ernste und mit stiller Heiterkeit gepaarte Feier wird den schönsten und würdigsten Schmuck verleihen.“ Ein silbernes Exemplar der Denkmünze wollte man am Morgen des Festtages Sr. M. dem Könige mit der Bitte um huldvolle Aufnahme überreichen. „Wenn vor 50 Jahren bei gleicher Veranlassung die Stadt noch andere Bitten an die Stufen des Thrones niederlegte, so erschien es uns jetzt angemessen, diese ruhen zu lassen . . .“

Stärker konnte Zurückhaltung und Resignation bei Beginn des Festes nicht ausgesprochen werden. Und doch hat die Feier von 1837 durchaus Stil und Würde gezeigt. Das gilt auch für die Kantate, die der Rektor Mund für den feierlichen Schulakt im Gymnasium schrieb; sie behandelte dasselbe Thema wie Seylers Oper von 1737: den Zusammenstoß des Ordens mit den alten Preußen und die kolonisatorische Tat der Ritter in Preußen. Wie die Dichtung Seylers am ehesten Einflüsse des Hamburgers Brockes zeigt, so steht Mund bei dem Lobe der Kulturmission der Städte unter dem Einfluß Schillers:

„Erst als, o Mensch, du in der Städte Mauern
 Geflüchtet aus des Waldes düstern Schauern
 Erhobst du dich zu edlerm Sein
 Wer Menschenrecht und Bildung ehrt, verfechte
 Darum der Städte wohlverdiente Rechte,
 Der Trägerinnen der Kultur!
 Von ihnen ist sie ausgegangen;
 Gedeihen und in höherem Schwunge prangen
 Kann sie in ihrer Mitte nur.“

Der Festakt im Gymnasium, bei dem Mund's Kantate aufgeführt wurde, fand am 2. August statt. Die größeren öffentlichen Feierlichkeiten fielen erst auf den folgenden Tag, in erster Linie die offizielle Kundgebung auf dem Friedrich-Wilhelm-Platz. Bei ihnen fehlten die eigens geladenen Ehrengäste, der Oberpräsident Theodor v. Schön und der Danziger Regierungspräsident Rothe. Die Stadt ließ sich aber durch diese — wohl erwarteten — Absagen nicht verdrießen und feierte den Tag mit gemessener Freude. Eine besondere amtliche Verfügung des Magistrats vom 4. August lobte das korrekte Verhalten der Bürgerschaft: „Nirgends, so zahlreich die fröhliche Menge auch durch die Straßen wogte, ist eine Veranlassung gewesen, störende Ausgelassenheit zu zügel'n, denn jeder einzelne hielt sich berufen, der Wächter der Ordnung und der Ehre des Tages zu sein . . .“

Unsere kurze Betrachtung über frühere Elbinger Jahrhundertfeiern macht noch ein letztes Mal halt im Jahre 1887. Das zweite Reich war gegründet, aber in ihm begann der Osten langsam an Gewicht zu verlieren. Noch 1837 bildete Ostpreußen einen Brennpunkt geistigen und politischen Lebens, im Jahre 1887 glaubt man schon etwas von der Vereinsamung zu spüren, die das Schicksal des deutschen Ostens für lange Jahrzehnte wird. So hat die Feier des 650jährigen Bestehens Elbings kein rechtes Gesicht; ihre Reden bleiben Festtagsreden ohne eigene Note. Zu den verschiedenartigen Klängen der Feiern in den anderthalb Jahrhunderten vorher fügt sich kein neuer. Die einzig wertvolle Frucht dieses Jubiläumsjahres ist ein Werk ernster heimatgeschichtlicher Forschung: die „Geschichte der räumlichen Ausbreitung der Stadt Elbing“ Max Loepkens. —

Daß nur ein prägendes und gestaltendes politisches Grunderlebnis einer geschichtlichen Gedenkfeier Stil und innere Erfülltheit zu geben vermag, dafür ist schließlich die eben hinter uns liegende 700-Jahrfeier Elbings ein schönes und gültiges Zeugnis. Als ein Stück lebendige

Gegenwart kann sie in diesem geschichtlichen Rückblick nicht im einzelnen behandelt werden, aber vielleicht vermag ein abschließendes Wort über ihren Gehalt das Urteil über die Bedeutung auch der früheren Feiern zu schärfen. Zwei entscheidungsvolle politische Ereignisse wirkten auf die Festtage von 1937 ein: die gewandelte Stellung, die Elbing in der deutschen Ostmark seit dem Verlust des größten Teiles des westpreußischen Weichsellandes innehat, und dann die völkische Wiedergeburt von 1933 mit ihren alle Lebensgebiete durchdringenden Kräften. Von beiden Voraussetzungen her mußte das deutsche Volkserlebnis in den Mittelpunkt der 700-Jahrfeier rücken. So führte das Gedächtnis an die Gründung der Stadt zur Besinnung auf Elbings Anteil an der deutschen Volksgeschichte im Osten in vergangenen Zeiten und auf Elbings Anteil an der lebendigen deutschen Volksgemeinschaft unserer Tage. In den Feiern der nationalsozialistischen Bewegung und den Rundgebungen der Arbeit in der hundertjährigen Schichau-Werft wurde der historische Gedenktag zum Anlaß eines Bekenntnisses zu tätigem gegenwartsfreudigem Wirken.

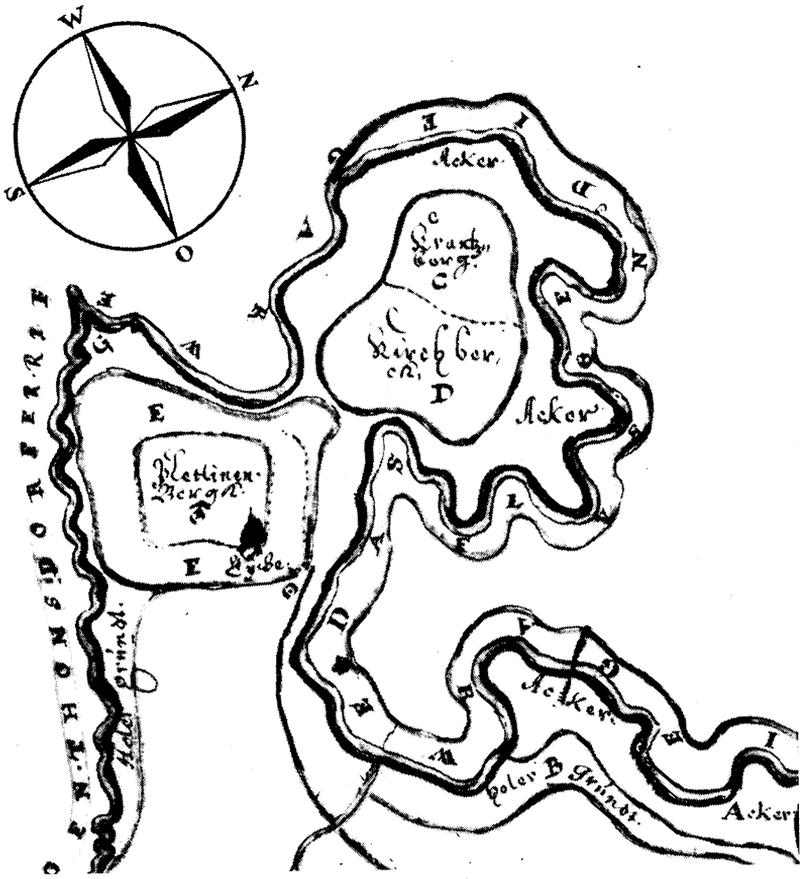
Von dieser, das Leben und die Aufgabe des deutschen Elbing bejahenden Stimmung aus können wir wieder eine Brücke schlagen zu dem Fest von 1737 und den hoffnungsfrohen Versen, die damals Georg Daniel Seyler auf die Zukunft Elbings und des Preußenlandes schrieb:

„Es kommt das Glück, es kommet mit Gewalt,
Du kleines Wunder unter großen Ländern
Wirst dich zu immer schönerer Gestalt
In immer spätern Zeiten noch verändern.
Sei wie an Seltsamkeit so auch an Segen
Dem ganzen Erdkreis überlegen.“

Der Lateinerberg (Plettinenberg) bei Heiligenbeil

Von Emil Johs. Gutzzeit.

Die den diluvialen Boden Ostpreußens durchfurchenden Flüsse und Bäche schaffen mit ihren meist tief eingeschnittenen Tälern und oft zerklüfteten, waldbestandenen Uferhängen reizvolle Landschaftsbilder. Das vielgewundene Tal der Jarst, eines Nebenflüchens der ins Frische Haff mündenden Bahnau, hat etwa 7 km östlich der Kreisstadt Heiligenbeil besonders hohe Steilufer mit vorspringenden Bergnasen und tiefe Schluchten, mit herrlichem Mischwald bestanden, gebildet. Diese Gegend heißt der Lateinerberg, im Volksmund der Stadt- oder Hospitalwald; er ist seiner Schönheit und stillen Anmut wegen seit alters ein gern besuchter Erholungs- und Aufenthaltsort der Heiligenbeiler und der Bewohner der umliegenden Orte. Das schlichte Gasthaus ist aus dem Waldwärterhaus hervorgegangen, das in alter Zeit der Waldwart des St.-Georgs-Hospitals, in jüngerer Zeit der Heiligenbeiler Stadtförster bewohnt hat. Am 1. November 1932 verlegte die Stadt den Wohnsitz des Försters Bayer von hier nach dem Stadtgut



Plan des Plettingenberges von 1664



Neuwalde. In das alte Försterhäuschen zog ein Gastwirt (Otto Rieß) ein, um den Besuchern in reicherm Maße, als es bisher der Förster hatte tun können, aufzuwarten.

Ursprünglich (nach der Karte von 1664) waren der Lateinerberg und der Hospitalwald zwei durch die Jarst getrennte Gebiete. Der auf dem linken Flußufer gelegene Lateinerberg einschließlich Schloßberg gehörte zum Dorfe Grünwalde, und der auf dem rechten Jarst- ufer sich ausdehnende Hospitalwald war um 1500 im Besiz des Augustinerklosters zu Heiligenbeil; er bildete einen Teil des 1437 besetzten¹⁾, später verschollenen Gutes Trunkelien²⁾ (in dem Wort steckt jedenfalls das lit. kalnas, lett. kalns=Berg; etwa Beziehung zum Lateinerberg?). Seit 1563 gehört der Hospitalwald (45,3765 ha) dem St.-Georgs-Hospital zu Heiligenbeil³⁾, das ihn durch einen Waldwart hegen ließ; in neuerer Zeit wird er durch die Stadt verwaltet. Das Waldwartshaus war 1736 „sehr alt und haufällig“ und sollte neu gebaut werden³⁾, 1788 war es wieder „sehr reparaturbedürftig“ wie auch 1797⁴⁾.

Neben dem den Lateinerberg und Hospitalwald gemeinsam bezeichnenden Namen Stadtwald ist der amtliche Name Lateinerberg — besonders bei der ländlichen Bevölkerung — allgemein verbreitet; er tritt 1780 erstmalig urkundlich auf, als das Erbpachtsgut Lateinerberg geschaffen wurde; es war ursprünglich 86 Morgen 148 Quadratruuten preuß. groß. Im Jahre 1817 wird das Schatullgut Lateinerberg, zum Amte Karben gehörend, mit einem Haushalt von sechs Seelen erwähnt. Seine Eigentümer waren Brede (bis 1808), Rentel, Baron Treusch von Buttlar (ab 1816), Fuchs (ab 1819), Voß (ab 1826; Johann Jakob Voß verkaufte 1829 die Hälfte des Guts, 43 Morgen 74 Ruten, an Pelikan), 1879 erwarb es Mührwald, und bei der Zwangsversteigerung kam das Gut 1890 an das St.-Georgs-Hospital zu Heiligenbeil, das bereits 1888 den Pelikanschen Teil von Zimmermann erworben hatte⁵⁾. Auf diese Weise wurde das Gebiet des Hospitalwaldes abgerundet. Der Schloßberg mit dem Gasthaus Lateinerberg wurde ihm einverleibt.

Den unpassenden Namen Lateinerberg hat erstmalig von Windler 1863 in der „Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands“ zu erklären⁶⁾ versucht: „In dem in seiner Nähe gelegenen Städtchen Heiligenbeil bestand nämlich in den Zeiten der religiösen und politischen Theilung Preußens eine lateinische Schule, deren Schüler diesen schönen Punkt als gewöhnliches Ziel ihrer Ausflüge wählten und dadurch im Munde des Volkes eine zufällige Bezeichnung hervorgerufen haben.“

Die unrichtigen Angaben von Windlers haben Adolf Rogge 1868 in seinen „Beiträgen zu einer Geschichte des Heiligenbeiler Kreises“,

¹⁾ Ord. Fol. 131, S. 148 (Alle Akten, wenn nichts anderes angegeben, im Staatsarchiv Königsberg (Pr.).

²⁾ Hugo Eynblätter, Geschichte der Stadt Heiligenbeil. Königsberg. 1896., S. 53, 54.

³⁾ Statsmin. 10 e 154.

⁴⁾ Statsmin. 10 e 164 u. 170.

⁵⁾ Grundbuchakten Heiligenbeil Nr. 17 u. 17 1/2 (Amtsgericht Heiligenbeil).

⁶⁾ Bd. 2, S. 652.

„Das Amt Balga⁷⁾“¹³⁾“ und andere Forscher wie Hugo Ensenblätter⁸⁾ und Grunau⁹⁾ übernommen und verbreitet. Der Name Lateinerberg hat mit der Lateinschule in Heiligenbeil oder gar mit den Römern¹⁰⁾ nichts zu tun. Er ist vielmehr eine hochdeutsche „Übersetzung“ des mundartlichen „Lettinerberg“, das auf den 1664 urkundlich überlieferten Namen Plettinenberg zurückgeht¹¹⁾. So hieß nämlich die vorgeschichtliche altpreußische Burganlage beim heutigen Lateinerberg, die von Windler 1863 sehr eingehend beschäftigt hat, so daß wir auch heute seine Worte zur Beschreibung der Gesamtanlage heranziehen können⁶⁾:

„Auf einer der steilsten Seitenwände des viel zu wenig beachteten und besuchten Jarstthales, das die Natur mit anziehender Schönheit ausgestattet hat, erhebt sich ein mächtiger Wall, bei dessen Anblick der Beschauer in das Leben und Treiben einer längst entschwundenen Zeit zurückgeführt wird. Eine genaue Beurtheilung der dortigen Terrainbildung stellt unverkennbar heraus, daß für den Zweck einer kräftigen Vertheidigung bei den frühesten Gefechtsverhältnissen eine günstigere Stelle wohl nicht aufgefunden werden konnte. Vom Dorfe Grünwalde ab senken sich in nördlicher [richtiger: westnordwestlicher] Richtung zwei Schluchten, die an ihrem Ende fast senkrechte über 200 Fuß hohe Hänge bilden, in das Thal der Jarst hinab und werden beide da, wo sie in einem Abstände von 450 Schritt sich nähern, durch einen 80 bis 100 Fuß hohen Wall mit einander verbunden. In seinen Fortsetzungen umfaßt derselbe den ganzen Bergabschnitt, welcher durch den fast senkrechten Thalgrund des genannten Baches und die beiden erwähnten Schluchten gebildet wird. An den steilen Rändern wird die Umfriedung bedeutend niedriger und ist dieselbe auch in neuerer Zeit zum Theil umgeackert worden. Sie umschließt eine Fläche von ca. 450 Schritt Länge und von 350—400 Schritt wechselnde Breite, welche zur Zeit als Acker benutzt wird. Von dieser aus führt ein schmaler, häufig nur zehn Schritt breiter an beiden Seiten sehr abhüssiger Berggrat in das Flußthal hinab und verbindet den beschriebenen Wallring mit dem im Grunde isoliert liegenden bewaldeten sogenannten Schloßberg. Dieser steigt 200 Fuß steil empor, hat in seiner oberen Fläche eine Länge von 170, eine Breite von 70 Schritt und scheint früher in zwei Abtheilungen, die noch etwas erkennbar sind, zerfallen gewesen zu sein. Die östliche Hälfte dominiert die andere, welche an ihrem Nordpunkte sanfter abfällt und hier noch Reste von zwei künstlich aufgeworfenen Wällen zeigt.“

„Die bedeutende Ausdehnung dieser Spuren ehemaliger Vertheidigungsanlagen weisen auf einen hier bestandenen großen Massenplatz hin, dessen hervorragende Wichtigkeit in den frühen Kämpfen dem prüfenden Blick des Forschers nicht entgehen kann.“

⁷⁾ Altpr. Mon. Bd. 5 (1868), S. 120.

⁸⁾ a. a. D., S. 52.

⁹⁾ Die Naturdenkmalpflege mit besonderer Berücksichtigung des Kreises Heiligenbeil. Sonderdruck der „Heiligenbeiler Zeitung“. 1912.

¹⁰⁾ Hermann Strunk (Klurnamen und Vorgeschichte. 2. Teil. In: Altpr. Forsch. 8. Jg. [1931], S. 29) nennt den Lateinerberg unter Römer-Anlagen.

¹¹⁾ Allgem. Kartenammlung Abt. VIII, Nr. 122 (Geh. Pr. Staatsarchiv in Berlin-Dahlem).

Der Besitzer des Gutes Bilshöfen, Roedner, gibt im Jahre 1825 dem Landrat zu Heiligenbeil¹²⁾ folgende Beschreibung über den „Laitenerberg auf dem linken Jarstufser“:

„Ein Platz von etwa 3 Morgen kullmisch wird von der Südseite [richtig: Ostseite], wo er an ein Blachfeldt stößt, durch einen circa 20 Fuß hohen etwa 200 Schritt langen, oben etwa 6 und unten 20 Fuß breiten Wall, an der Westseite [Südseite] von einem Defiler mit steilen etwa 40 Fuß hohen Ufer, an der Nordseite [Westseite] durch den Jarstfluß mit steilen etwa 80 Fuß hohen und an der Ostseite [Nordseite] wieder durch einen Defiler mit steilen etwa 60 Fuß hohen Ufer eingeschlossen. An der West-, Nord- und Ost-[Süd-, West- und Nord-]seite sind die Wände der Defilers noch durch einen künstlichen etwa 8 Fuß hohen Wall erhöht.“

Ein genaueres und anschaulicheres Bild von dem Aussehen und dem Umfang des Plettinenberges im 17. Jahrhundert gibt uns eine Karte des Dorfes Grünwalde, die im Juni 1664 von dem Landmesser George Müller angefertigt und 1932 von mir im Geh. Preuß. Staatsarchiv in Berlin-Dahlem (unter Allgemein. Kartensf. Abt. VIII, Nr. 122) aufgefunden worden ist. Nach diesem Abriß des Dorfs Grünwalde, zu dessen Gebiet auch heute noch der Plettinenberg gehört, bestand die altpreußische Burganlage wie noch heutigestags aus drei Bergen, die Georg Müller genau vermessen und beschrieben hat:

„Drey Berge, so mehr theilß mit Strauch bewachsen. Aß der Frankenberg mit C Signiret, der Kirchberg mit Sig: D. Der Plettinen-Berg, welches ein hoher Berg dieser Orten ist, vnnndt mit Lit: E gezeichnet, vnnndt hat vnten vff der Basis die Lenge, von 68 Rutten, Die Breite vff 56 Rutten vnnndt sich oben zugespitzt sich verleüret, daß seine Lenge oben bleibt vff 40 Rutten, vnnndt 32 Rutten die Breite. Vnnndt ein ganz Ebener Raumer Platz verbleibet wie Signum ♂. Rundt vmb mit einer zimlichen alten hohen Brustwehr, welche mit allerhandt große Eichen, Linden vnnndt anderen Strauch bewachsen ist, von dannen man auch auff 3 Meilen, Aß ober Landt, Haaff, vnnndt Nehrung, biß in die Ost-See, sehen kan, vnnndt ist dieser Berg mit verwunden anzusehen, zu welchem Berge man mit keinem Wagen hinnauff kommen kan, Aß von der Grünenwalder Acker, Bey Sig: ☉ Vff den anderen Seitenn ganz tieffe hohle Gründe sindt, Vnnndt scheint, das die Alten Preußen diesen Ort zuer Defension mögen in obacht genommen haben.“

Ein Vergleich der Karte G. Müllers von 1664 mit dem neuzeitlichen Meßtischblatt Dtsch.-Thierau 335 zeigt die sorgfältige und genaue Arbeit des kurfürstlichen Landmessers. Ihm verdanken wir den ursprünglichen, nur einmal urkundlich erwähnten Namen Plettinenberg, der sicherlich auf ein altpreußisches Wort zurückzuführen ist. Ob in Plettinenberg das altpr. pil = Burg oder das lett. pelti = Gesinde steckt? Mit Lateinern hat der Berg jedenfalls nichts zu tun!

Daß der Plettinenberg einst eine bedeutende altpreußische Burganlage gewesen ist, geht schon aus seiner Größe und Anlage als Zungenburg hervor. Der mächtige Wall im Osten der Gesamtanlage führt

¹²⁾ Landratsamt Heiligenbeil XXIII, 1; S. 40.

heute im Volksmunde den Namen „Schwedenschanze“, und der 1664 genannte Kirchberg heißt heute noch — wie zu von Windlers Zeiten — Schloßberg. Die 1664 mit Plettinenberg bezeichnete umwallte Anlage dürfte eine der größten Fliehburgen Altpreußens gewesen sein. In ihr konnten zahlreiche Familien mit Hab und Gut unterkommen. Die von Müller 1664 erwähnten Wälle nebst Brustwehr sind im Süden, Westen und Norden fast ganz verschwunden; ihre Erdmassen sind teils die steilen Hänge abgestürzt, teils haben sie den einstigen Burgraum ausgefüllt. 1934 fand ich auf dem östlichen Wall, der heutigen Schwedenschanze, zwei vorgeschichtliche Scherben, ein Stück Raseneisenerz wie einige mit Holzstabeindrücken versehene Lehmpanen, die von der Holzdemauer herrühren dürften, die an Stelle des Walles hier gestanden hat. Besonders in der südöstlichen Ecke der ehemaligen Fliehburg, die wie die Schwedenschanze seit Jahrzehnten beackert wird, kann man viele kleine und winzige Holzkohlenstückchen finden, die auf den Brand eines Holzgebäudes schließen lassen. Ob hier die Häuser der altpreussischen Bewohner des Plettinenberges gestanden haben? Die Besitzer des Berges, seit 1877 Familie Boß-Grünwalde, haben gleichfalls Holzkohlen, Steine und Mauerreste (?) gefunden. Eine wissenschaftliche Grabung dürfte Aufschluß geben über das Alter und die Anlage des Plettinenberges und seiner Nebenberge, wie lange die Burg bewohnt gewesen ist usw. Bemerkenswert ist, daß das einzige Tor der Burg, das Müller auf seiner Karte im Nordosten der Anlage zeigt, an der Stelle gestanden hat, wo auch heute noch der einzige fahrbare Zugang zum Gasthaus Lateinerberg und Hospitalwald sich befindet. Vor etwa einem halben Jahrhundert hat der Besitzer des Plettinenberges die Schwedenschanze an dieser Stelle des Fahrweges wegen verkürzt und die Erdmassen den steilen nördlichen Berghang hinuntergeworfen. Der Wall selbst ist nach Aussage alter Leute in früheren Jahrzehnten viel höher gewesen als heute. 1664 konnte man vom Plettinenberg aus das Haff, die Nehrung und die See sehen; jetzt ist das nicht mehr möglich. Das jährliche Beackern gefährdet die vorgeschichtliche Anlage; der Eigentümer, Bauer Boß, konnte trotz mehrfacher Aufforderungen sich nicht dazu entschließen, die Beackering einzustellen. Auch hält er den Wall nicht für Weideland geeignet.

Auf dem früher Kirchberg genannten Schloßberg sind die beiden von von Windler erwähnten Wälle auch heute noch schwach erkennbar. Auf dem östlichen, steil emporragenden Teile des Schloßberges steht seit wenigen Jahren das „Haus ohne Sorge“, ein Sommer-Aufenthalts-Heim für Angestellte, Arbeiter und Beamte der Stadt Heiligenbeil. An seinem Nordfuß liegt das Gehöft des Gasthauses Lateinerberg auf dem Boden des ehemaligen Kranzberges, und im Westen des Schloßberges ist vor einigen Jahren ein Turnierplatz angelegt worden.

Der 1664 genannte Plettinenberg wurde bereits als Fliehburg gekennzeichnet; auf dem Kirch- und Kranzberge dürfte ein altpreussischer Edler, vielleicht auch Priester eines größeren Bezirks gewohnt haben. Adolf Rogge hat beim Lateinerberg „das älteste Romowe“ gesucht¹³⁾; seinen gewagten Namensdeutungen vermag ich nicht zu fol-

¹³⁾ Der preussische Landberg, das älteste Romowe. In: Altpr. Mon. Bd. 14 (1877), S. 585—592.

gen; ich möchte aber annehmen, daß hier beim Schloßberge eine religiöse Kultstätte der Altpreußen sich befunden hat. Bemerkenswert in diesem Zusammenhange ist, daß gerade hier in der Umgebung des Plettinenberges die altpreußischen Orte in ziemlicher Dichte beieinander lagen: Trunkelien, Gedilgen, Gabbitten, Schirten, Bregden, Heiligenbeil (Swentomeß), Wemten, Kehlfeld (Sirbelauf), Gallingen (Petirkeim), Rosoden, Jarßt (Senteinen).

Daß der Plettinenberg in altpreußischer Zeit ein bedeutender Waffenplatz gewesen sein dürfte, unterliegt kaum einem Zweifel. Jedenfalls der Deutsche Orden hat ihn zerstört; darüber berichten die Urkunden nichts. Johannes Voigt¹⁴⁾ und nach ihm von Winkler⁶⁾, Adolf Rogge¹³⁾ und Hugo Eysenblätter¹⁵⁾ haben den Kampf des Markgrafen Dietrich von Meißen im Jahre 1272 um eine von den Preußen verteidigte Schanze an der Grenze Natangens nach dem Lateinerberg verlegt. C. Beckherrs hat bereits 1886¹⁶⁾ die Unmöglichkeit dieser Behauptung nachgewiesen; Eysenblätter hat sie aber wieder verworfen¹⁵⁾. Der Plettinenberg lag im altpreußischen Gau Warmien, nicht in Natangen, und auch andere Überlegungen veranlassen mich, mit Beckherrn das „propugnaculum in introitu terre Natangie“ des Dusbürg nicht beim Lateinerberg zu suchen.

Obgleich der Lateinerberg in der Ordenszeit sicherlich unbewohnt gewesen ist und zum Dorfe Grünwalde geschlagen wurde, lebte seine einstige Bedeutung als „Landesberg“ im Volke fort. Am 16. April 1430 verließ der Balgaer Komtur Jobst von Strupberg Otto von Liedmannsdorf auf Gedilgen drei Morgen Wiesen auf der Kompwiese beim Neuschenhofe zwischen den Wiesen, die die Preußen von Gabbitten und Bregden am Ende gegen „dem Lantberge“ jährlich mähen¹⁷⁾. Hierzu sei erwähnt, daß Eysenblätter das altpreußische Feld Perdegarbe, das 1260 dem Preußen Christian und seinen Brüdern verliehen wurde, mit „vor dem Berge“, d. h. vor dem Lantberge¹⁸⁾, übersetzt.

Obgleich die Schwedenschanze nichts mit den Schweden zu tun hat, erzählt der Volksmund: In der Schwedenzeit wurde der Schanzenberg von den Schweden von der Burg Balga aus belagert. Es gelang den Schweden jedoch nicht, die Schanze zu erobern. Nach einem andern Gewährsmann sollen die Schweden ihr Quartier sieben Jahre lang auf dem „Luenberg“ (Ackerstück nördlich Grünwalde, unmittelbar westlich des Weges Grünwalde—Freihufen) gehabt haben; dann mußten sie abziehen, weil sie nichts mehr zu essen hatten.

So erwächst aus Geschichte, Vorgeschichte und Sage ein Bild der gewaltigen vorgeschichtlichen Preußenstätte; ihr alter Name ist entstellt, ihre Ruinen sprechen eine beredte Sprache von den Ureinwohnern unserer Heimat und versetzen uns in die altpreußische Vorzeit zurück. Es wäre an der Zeit, den unpassenden Namen Lateinerberg durch den geschichtlich einwandfreien Namen Plettinenberg zu ersetzen.

¹⁴⁾ Geschichte Preußens . . . Königsberg. 1827—39, Bd. 3 (1828), S. 314/315.

¹⁵⁾ a. a. O., S. 6

¹⁶⁾ Altpr. Mon. Bd. 23, S. 283—303.

¹⁷⁾ Altpr. Fol. 141, S. 26 r.

¹⁸⁾ Altpr. Mon. Bd. 35 (1898), S. 263.

Buchbesprechungen

Adolf Poschmann. 600 Jahre Köfel. Bilder aus alter und neuer Zeit. Köfel 1937. Selbstverlag der Stadtverwaltung.

Das so schön gelegene und malerische Köfel ist nur eine kleine Stadt, aber es hat eine nicht unbedeutende Geschichte, und in den letzten Jahrzehnten war es ihm beschieden, daß zwei gründlich vorgebildete und eifrige Forscher in seinen Mauern weilten, die in unermüdlicher Arbeit die Bausteine zu seiner Geschichte zusammentrugen und in zahlreichen Einzeluntersuchungen niederlegten: der Erzpriester und Prälat Dr. Georg Matern und der Studienleiter Dr. Adolf Poschmann. Die wertvollen Ergebnisse dieser Forschungsarbeit sind von Poschmann mit einigen neuen Zugaben umsichtig und geschickt zusammengefaßt worden. Der Inhalt des Buches ist nach einem Schema gegliedert, das m. E. sich für die Geschichte kleiner Städte aus rein praktischen Gründen immer wieder durchsetzen wird. Vorangeschickt ist eine chronikalische Übersicht: „Aus der Geschichte“ in einer größeren Anzahl von Abschnitten seit der Gründung der Stadt bis zur Gegenwart, dann werden in besonderen Kapiteln behandelt: Verwaltung und Gericht, Kirchen und Klöster, die Schulen, das Wirtschaftsleben. Es folgen noch Schilderungen der Umgebung der Stadt, der Vorstädte, des Bürgertums und seiner Berühmtheiten und unter „Verschiedenes“ Abhandlungen über Namen und Wappen der Stadt usw., schließlich wichtige statistische Angaben: „Köfel in Zahlen.“ Auch ein umfangreiches Verzeichnis von Quellen und Schrifttum fehlt nicht. Durch diese Gliederung erhält man wirklich anschauliche Bilder aus alter und neuer Zeit. Die dabei vorliegende Gefahr der Wiederholungen ist durch Hinweise glücklich vermieden. Manches in der Geschichte Köfels ist natürlich typisch für ostpreussische Kleinstädte überhaupt. Aber als bevorzugter Sitz kirchlichen Lebens und mannigfacher Schulen hat die Stadt doch seit jeher ihre eigene Note, und es sind nicht diese Kulturfaktoren an sich allein, die ihr diese geben, sondern auch ihr großer Einfluß auf das bürgerliche Leben, der zu einer besonderen Blüte des Handwerks führte. Mit Recht ist daher dem Kunsthandwerk in Köfel ein besonderes, umfangreiches Kapitel gewidmet: den wackeren Maurermeistern, Bildhauern, Malern, Goldschmieden, Kunstschlossern usw., deren Leistungen sich zu beachtenswerter Höhe erhoben. Daß auch die Neuzeit in der Geschichte einer kleinen Stadt lebendig und bedeutungsvoll sein kann, zeigen die Abschnitte, welche die Kämpfe Köfels um seine Stellung als Kreisstadt, um seine Schulanstalten, Verkehrsstraßen usw. schildern. Schließlich sei noch besonders hervorgehoben, daß der stattliche Band, den gute und lehrreiche Abbildungen schmücken, in Köfel selbst gedruckt ist, ein lebendiges Zeichen alter kunstgewerblicher Überlieferung. Der Stadtverwaltung gebührt der Dank der Heimatfreunde, daß sie die Herausgabe des trefflichen Werkes ermöglicht hat.

R o l l m a n n.

Guttzeit, Emil Johannes: Ländliche Familienforschung. Eine Einführung. 2. Aufl. Heiligenbeil: Ostpreussischer Heimatverlag 1937. 21 S., 1 Sippschafts-, 1 Stamm-, 1 Nachkommentafel.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für das sich mehrende Interesse für Familienforschung und die Zweckmäßigkeit der vorliegenden Einführung, daß in Jahresfrist eine zweite Auflage notwendig wurde. In Zusammenarbeit mit der Abteilung für bäuerliche Blutsfragen der Landesbauernschaft, die die Einführung des Büchleins in den Landwirtschaftsschulen und für die Lehrer der ländlichen Berufsschulen beschlossen hat, ist diese entstanden, erweitert gegenüber der ersten vor allem durch die Sippschaftstafel eines majurischen Geschlechts. Ihrem Zweck entsprechend, vermeidet die Schrift alle Ausführungen über die methodisch-technische Seite der Forschung, sondern beschränkt sich auf das Grundsätzliche, die weltanschaulich-politische Bedeutung der Familienforschung und die Klärung der notwendigsten Begriffe. Darin liegt der große Wert dieser kleinen Schrift.

F r i t z G a u s e.

Königsberg Pr.

Kommissionsverlag Gräfe und Unger, Königsberg Pr.

Druck: Graphische Kunstanstalt G. m. b. H. Königsberg Pr., Tragheimer Pulverstraße 20, Fernruf 37061. ☉